



Freunde

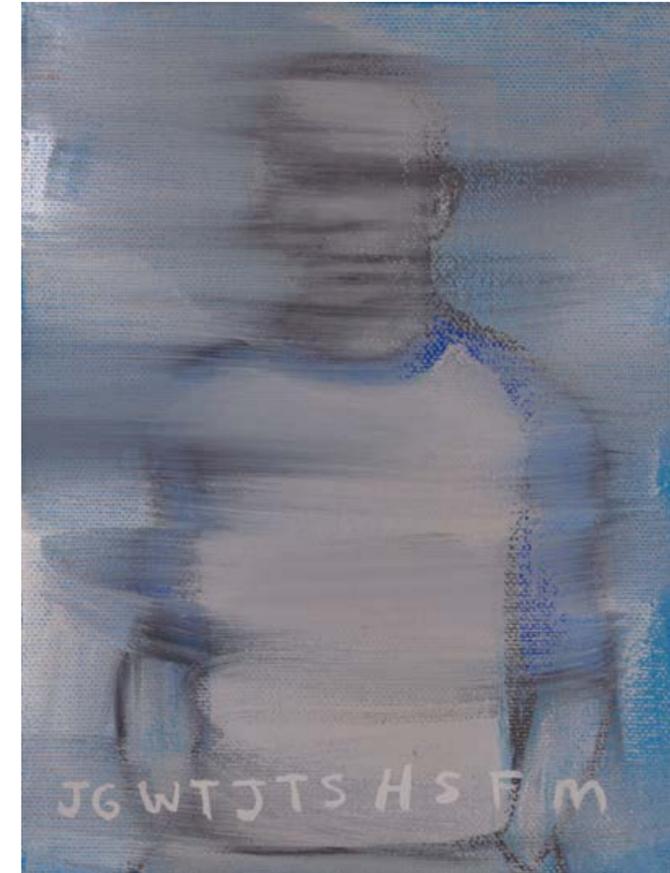
Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften funktionieren, schaffen sie Raum für Vertrauen, sprengen soziale Grenzen und machen Unmögliches möglich. Erich Kästners »Pünktchen und Anton« sind die Archetypen für das 20. Jahrhundert. Ein hoher Anspruch, an dem Freundschaften auch scheitern können. Facebook hat im 21. Jahrhundert das Problem auf seine Art gelöst und damit einen Paradigmenwechsel im Freundschaftsbegriff vollzogen: Befreit vom Kästnerschen Überbau, ist Freundschaft eine quantitative Größe. Die Anzahl der Freunde dokumentiert den eigenen Stellenwert auf der nach oben offenen Beliebtheitsskala. Freundschaft entsteht nicht über Leistung oder Vertrauen, sondern durch Knopfdruck. Das ist so einfach, dass auch das Ende von Freundschaften über einen garantiert tränenfreien Knopfdruck funktioniert. Und in der Wirklichkeit? Da gibt es Menschen, die uns wichtig sind, weil sie uns mit ihren Arbeiten, Gedanken, ihrem Handeln beeinflussen. Freunde? Nicht nach dem Regelwerk von Kästner oder Facebook. Keine verschworenen Gemeinschaften und keine zweckfreien Netzwerke. Vielleicht beeinträchtigen sie gerade darum unser Tun. Wenn eine Agentur solche Freunde einlädt, eine Ausgabe dieser Zeitung zu gestalten, ist dies ein Risiko: Kann es professionell sein, mit Freunden zu arbeiten? Zum anderen kannten alle Autoren nicht mehr als die Idee dieser Ausgabe. Es gab keine Auflagen, keine Dramaturgie, keine Themenverteilung. Jeder gibt einen Einblick in seine Arbeit. Ausgang offen. Die These der Redaktion: Bei aller Unterschiedlichkeit der Themen und Genre gibt es einen roten Faden. Keiner aus dem sich Dogmen schmieden lassen. Aber einer, der zeigt, warum (uns) Freunde wichtig sind. Entscheiden Sie selbst.

Hans Scheurer

P.S.: Die Resonanz auf Faktor #1 war so groß, dass wir uns entschlossen haben, diese Zeitung einmal jährlich, jenseits des Agenturgeschäfts, als Experimentierfeld zu nutzen. Wir freuen uns über Ihre Kritik und Anregungen.

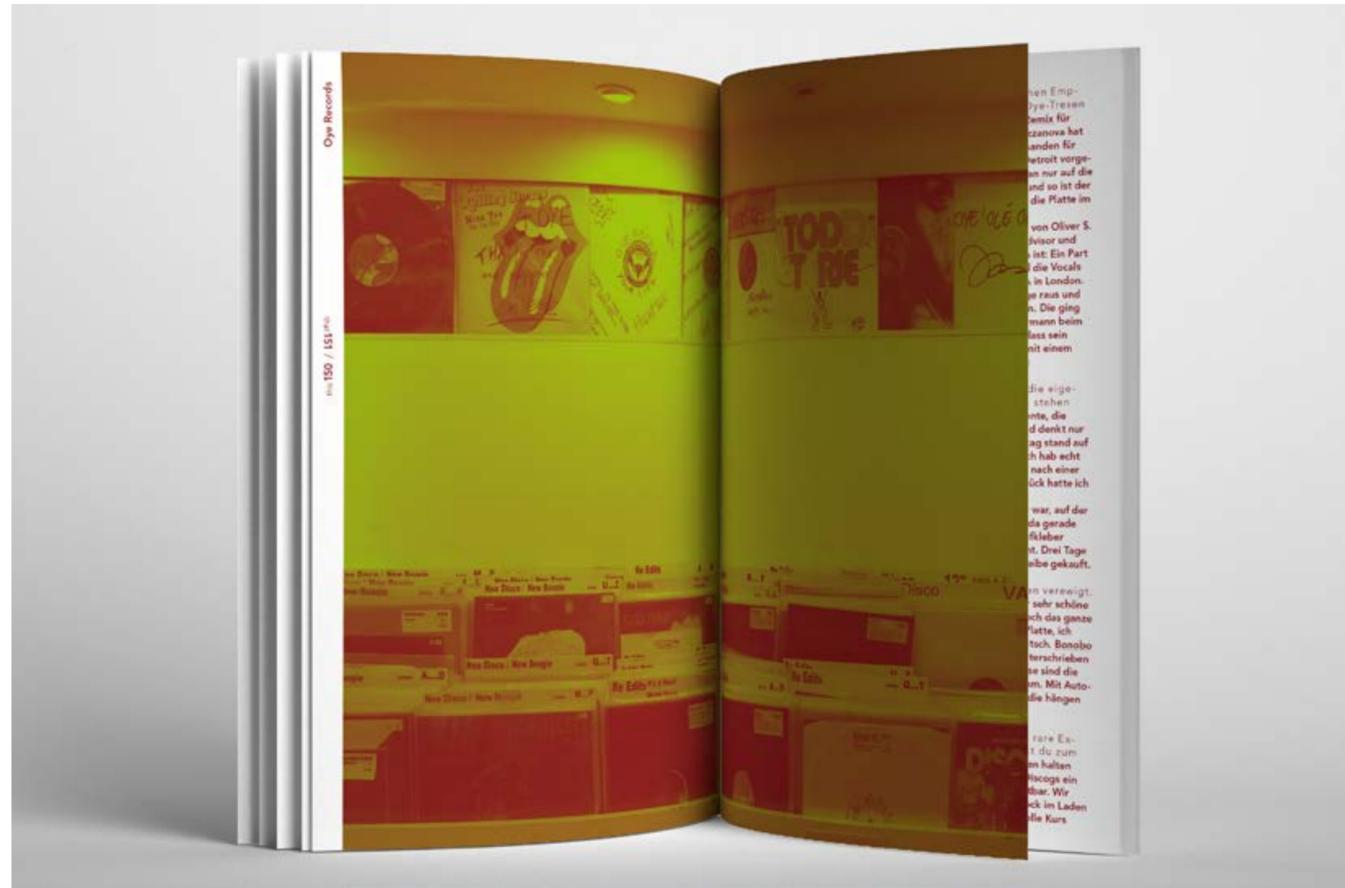
Intro

Freundschaft auf Knopfdruck?



WX #24

Jean Genet wearing the Jersey T-Shirt he stole from me.



Beyond Plastic

Ein Mixtape in Buchform

Für mein Buch-Projekt »Beyond Plastic« tauschte ich im August 2012 für zwei Wochen meine Wohnung gegen 3er Golf, Zelt und Campingplatz, um einen Road-Trip durch die Republik zu machen und dabei Interviews mit Musikern, Labels, Mastering-Studios, Presswerken, Vertrieben und Magazinen zu führen. Ich wollte herausfinden, wie viel Arbeit, Leidenschaft und Herzblut in einem Release steckt und was überhaupt alles anfällt, bevor die Scheiben dann im Plattenladen des Vertrauens stehen.

Um Antworten auf all diese Fragen zu finden, schrieb ich meine aktuellen Lieblingslabels aus dem Bereich der elektronischen Tanzmusik an und wurde überall mit offenen Armen willkommen geheißen. So lernte ich die Charaktere hinter den Labels und ihre Philosophie kennen, kam mit ihnen ins Gespräch und bekam bei Bierchen und Kaffee interessante Geschichten aus dem Vinyl-Business zu hören.

Mit diesem Buch möchte ich die Leser/-innen auf eine Reise mitnehmen, die sie vom Produzieren eines Tracks über das Mastering bis hin zum Presswerk und dem Vertrieb der Scheiben führt. Interviews und Fotostrecken geben einen Einblick in ganz persönliche, authentische und oft charmant geschilderte Erlebnisse der Labelmacher.

Zielgruppe des Buches sind Menschen, die immer schon mal einen Blick hinter die Kulissen eines Platten-Labels werfen wollten oder einfach nur in das Medium Schallplatte verliebt sind. Außerdem liefert »Beyond Plastic« zwischen den Zeilen wissenswerte Infos und Tipps für all diejenigen, die vielleicht selbst ein Label gründen möchten und noch auf der Suche nach Starthilfe oder Motivation sind.

»Beyond Plastic« ist mein ganz persönliches Mixtape in Buchform, das ich mit so vielen Menschen wie möglich teilen möchte.

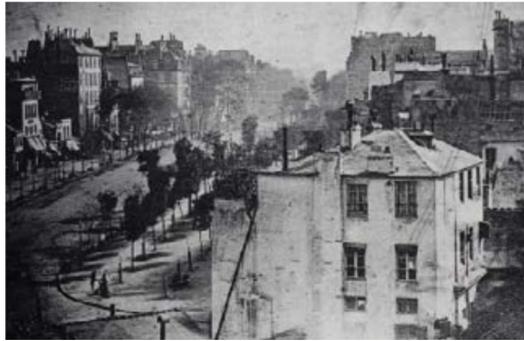
Beteiligte Interview-Partner

- 60Hertz
- Liebe*Detail
- Smallville
- Pingipung
- Acker Records
- Decks.de
- De:Bug Magazin
- Giegling
- Brothers in Love
- Aim Vinyl
- Dubplates & Mastering
- Fauxpas Musik
- Oye Record Store
- Ortloff
- Kann
- Rand Muzik
- Uncanny Valley
- Freude am Tanzen
- Workshop Sound



Mehr als der Plural von Architektur

Zwischenräume - Gebäude - Baukultur: Ein Streifzug durch die Stadt



© Louis Daguerre | Boulevard du Temple, Paris 3e, 1838

„Um uns die Stadt“ heißt eine Anthologie von Großstadt-Lyrik, die 1931 erschien und Veröffentlichungen großenteils unbekannter Autoren enthielt, die sich auf eine literarische Suche nach dem Verhältnis vom Individuum zum städtischem Raum machten und einen letzten Abgang auf die moderne Großstadt, ihre Vielfalt und Vitalität formulierten, bevor das Spießertum der NS-Jahre wirkliche Modernität im Keim erstickte. Bemerkenswert an dieser Sammlung ist der Ansatz, dass sich die Autoren dem Phänomen Stadt nicht aus Sicht von Achsen, Raumkanten und dominierenden Gebäuden nähern, sondern das Lebensgefühl der Menschen, ihre Stimmungen, Sehnsüchte und Schmerzen mit dem Raum verknüpfen, der sie als Großstadt umgibt. Diese Sicht ist aktueller denn je, gerade in einer Zeit, in der Alles möglich scheint, jeder Gedanke gesprochen oder geschrieben und jede Hässlichkeit gebaut werden kann, ohne dass die Urheber zu gesellschaftlicher Verantwortung gezogen werden können oder sollen. Dieses „Anything goes“ ist zum Grundgesetz unserer Gesellschaft geworden und droht unsere Städte zu zerstören, indem es auf jegliche Ordnung rebellisch reagiert.

Immer mehr stellt sich die Frage, welche grundlegenden Strukturen die Stadt heute noch ihren Bewohnern zur Verfügung stellen kann, auf Basis welcher Ordnungssysteme Individualität für Aktive lebbar, für Passive erträglich wird. Moderner Städtebau geht über die Formulierung von Straßenzügen, Plätzen und Grünflächen hinaus, ist mehr als der Plural von Architektur. Gebäude allein können urbanes Leben nicht ordnen. Ordnung ist ein zentrales Thema des Städtebaus, das Leben findet aber in seinen Zwischenräumen statt. Im Gegensatz zu den grundlegenden Hierarchien, die unseren Städten Identität durch Inszenierung verleihen, werden diese

Zwischenräume wenig beachtet, weil die Generierung effizienter Baugrundstücke und ihre Ausnutzung wirtschaftlich interessanter ist und Erschließung eine kommunale Selbstverständlichkeit zu sein scheint. Sie werden unterschätzt, obwohl gerade dieser städtische Raum in hohem Maße zur positiven Wahrnehmung unserer Städte beitragen kann, da sich in ihm all das widerspiegelt, was wir „Öffentliches Leben“ nennen.

Der Raum als Volumen, als Körper, gefüllt oder leer - es gibt ebenso viele wie differenzierte Interpretationen von Raum, die sich in einer Überlagerung verschiedener objektiver und subjektiver Strukturen innerhalb von Zeit und Dimension begründen und damit auch der Vielschichtigkeit unserer Stadträume gerecht werden können. Und dennoch bleibt unsere Interpretation vom städtischen Raum seltsam flach: Er wird fast immer mit „Platz“ gleichgesetzt. Das hatte auch so lange seine Richtigkeit, wie er die Lichtung innerhalb einer geschlossenen Bebauung darstellte.

Die engen Gassen gewachsener Städte mit ihren Aufweigungen vor Kirchen und Brunnen, beidseitig dicht bebaut und - ehrlicherweise - miserabel belichtet, gelten bis heute als Musterbeispiele für Intensität und Dichte, für Sinnlichkeit im Städtebau. Mit zunehmendem sozialen und hygienischen Bewusstsein, mit wachsendem Verkehr und gesteigertem Interesse an der Überwachung der eigenen Bevölkerung werden die Straßen breiter und die Plätze größer - mit brutaler Genialität herausgeschnitten aus den Haussmannschen Blockstrukturen neuzeitlichen Selbstbewusstseins. Bis dann endlich die Moderne des 20. Jahrhunderts die Verhältnisse umkehrt und im großen Stil zeilen- oder punktförmige Solitäre in ein städtisches Raumkontinuum einbettet, das sich in erster Linie an

Idealvorstellungen von Verkehr und Naherholung orientiert.

Mit abnehmender Dichte der Bebauung steigt die Anforderung an die Gestaltqualität von Gebäuden und Freiräumen. Guter Städtebau ist keine Prinzipienfrage. Für nahezu alle Formen stadtplanerischer Konzepte gibt es sehr gelungene Beispiele. Sie leben von der Interaktion zwischen Raum und Körper, von der Kommunikation unterschiedlicher Handlungs- und Wahrnehmungsebenen, von der Verknüpfung städtischer Innen- und Außenräume. Dabei ist die Architektur mehr als nur Begrenzung oder Fassade, auch wenn sich ihre Inhalte nicht gleich erschließen. Zweckfrei ist sie nur für den Passanten, für den sie das Bühnenbild der Stadtinszenierung, der optische Hintergrund seines Schlenderns, der Seitenblick auf dem Weg zu seinem Ziel ist. Für den Betrachter ist die Stadt ein Museum der Fassaden, Gebäude nicht mehr als begehbare Skulpturen. Er wird aber selbst auch Teil dieser Inszenierung. Wer in eine Bibliothek, ein Krankenhaus, eine Kirche, [...] geht, tritt in einen gedachten, entworfenen und schließlich gebauten Raum und hat in gewisser Weise zu gehorchen, wie der holländische Autor Cees Nooteboom feststellt. Das heißt: Wer vorbeigeht, nimmt wahr. Wer eintritt, nutzt.

Dass Nutzung und Gestaltung etwas miteinander zu tun haben, wissen wir spätestens seit der „Form follows Function“-Diktion, mit der sich Louis Sullivan am Ende des 19. Jahrhunderts zum Vater der Moderne aufgeschwungen hat. Wer einen Schritt weiter geht, wird feststellen, dass die Nutzung eines Gebäudes die Gestaltung überstrahlen kann, bis der öffentliche Raum ihr Vorzimmer wird.

Bestenfalls kann dieses Zusammenwirken dazu führen, dass wir Städte als lebenswert empfinden, uns beglückt vom Stadtraum umarmen lassen. Schlimmstenfalls entwickeln sich Brachen, für die sich keiner verantwortlich fühlt, deren Aufenthaltsqualität so unerträglich ist, dass er jede Form von Gemeinschaft verliert und den Menschen zum beziehungs- und freudlosen Individuum degradiert.

Dabei spielt Stil keine Rolle. Gefühle brauchen keine Regeln, aber sie erkennen Qualitäten. Es kann getrost unterstellt werden, dass der Mehrwert positiver Assoziationen selten bis nie formuliertes Ziel von Architektur

ist, sehr wohl aber ihr Ergebnis, denn Architektur ist mehr als das bloße Bauen. Sie schafft Lebensräume, beeinflusst Menschen und ihre Gefühle, begleitet unsere Gesundheit, unsere Bildung, unser Arbeiten, unsere Freizeit, unser Leben und Sterben. Das kann sie nicht mit reiner Zweckerfüllung leisten.

Kultur ist die Kür der Bedarfsdeckung. Sie formuliert Gestaltqualität, Ausdruck einer gleichermäßen Identifikation wie Engagement. Baukultur ergänzt Architektur um eine soziale Komponente, denn in ihr spiegelt sich der gesellschaftliche Respekt vor der gebauten Umwelt. Sie ist weit mehr als Gestaltqualität, Ausdruck einer gesellschaftlichen Übereinkunft darüber, wie wir mit unseren Städten und Gebäuden umgehen wollen. Vereinfacht gesagt: Baukultur ist die Summe aller Umstände, die gute Architektur und Stadtplanung entstehen lassen. Sie dient allen Gruppen der Gesellschaft gleichermaßen, verlangt aber auch ein Bekenntnis zu Qualität. Unter diesem Aspekt ist es leicht zu vermitteln, dass Baukultur kein Luxus ist, sondern Notwendigkeit. Aber sie entsteht nicht von selbst, muss gewollt sein. Es erscheint unendlich schwierig, der Gesellschaft klar zu machen, was Baukultur für jeden Einzelnen leisten kann. Dazu gehört ein öffentliches Bewusstsein für Gestaltung, Architektur und Städtebau und ein Mindestmaß an kultureller Bildung.

Damit wird Baukultur zu einer öffentlichen Angelegenheit, zu einem Prozess, der uns alle betrifft. Sie ist ein ganzheitliches Anliegen, ein interdisziplinäres Projekt. Auch wenn sich Architekten und Stadtplaner immer in ihrem Zentrum verorten, müssen sie eingestehen, dass sie diesen Prozess alleine gar nicht steuern können. Baukultur braucht eine breite gesellschaftliche Basis, denn sie ist der sichtbare Ausdruck für die Wertschätzung, die wir unseren Städten und Gebäuden entgegenbringen. Sie definiert Parameter, die mit entscheiden über so schwer zu fassende und doch so wesentliche Dinge wie Wohlbefinden, Zufriedenheit und Glück, in einem Wort: Lebensqualität.

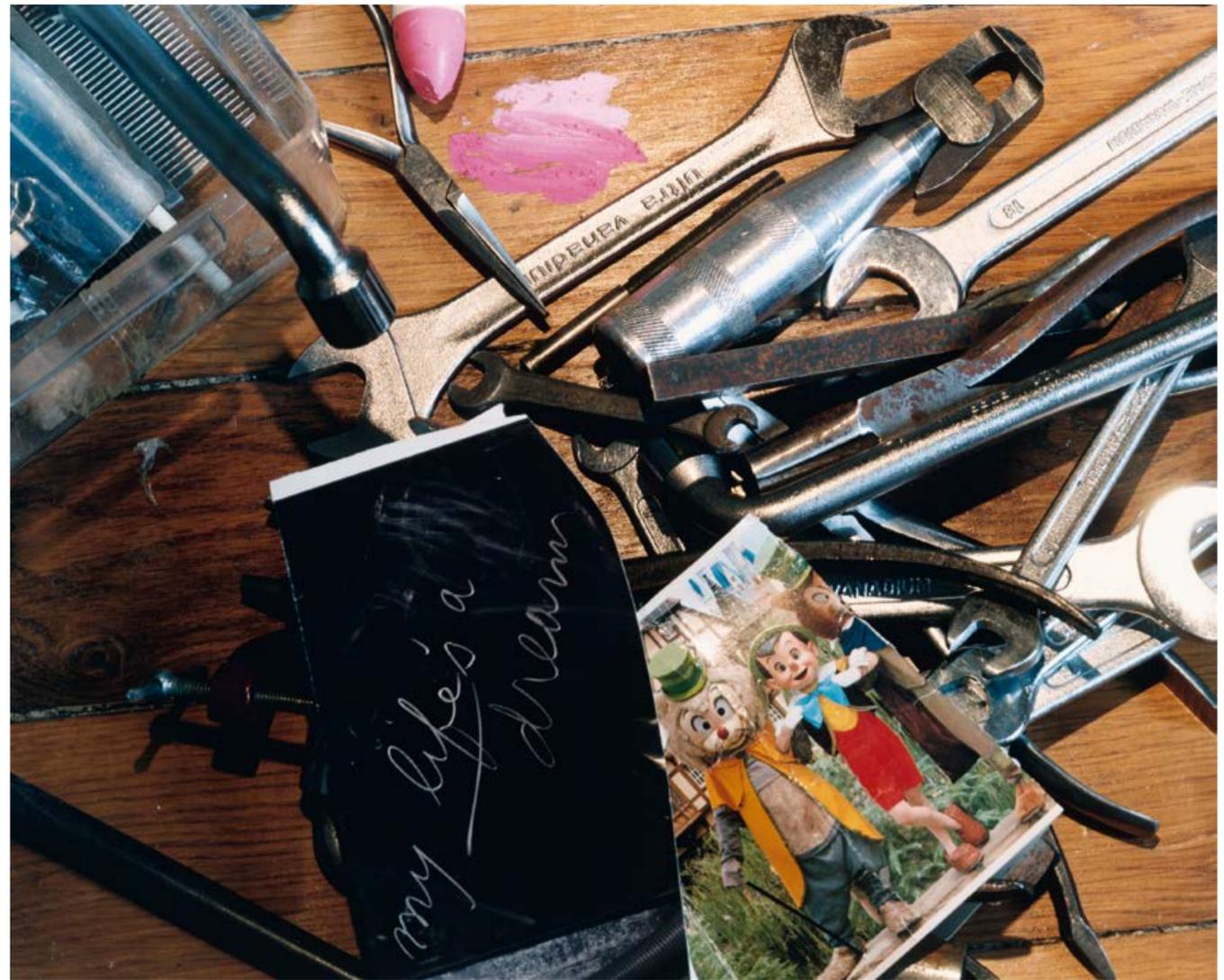
Der inflationäre Umgang mit dem Kulturbegriff als Wortanhang hat immer beschönigenden Charakter: „Streitkultur“ macht den Disput gesellschaftsfähig, „Industriekultur“ verwandelt rauchende Schloten in

blühende Landschaften, „Unternehmenskultur“ gibt dem Profit einen sozialen Anstrich.

Auch das Bauen riecht zunächst nach rostigem Bewehrungsstahl und feuchtem Putz. Die Kultur hebt es in die Nähe der Museen und Feuilletons. Wer glaubt, dass die weite Verbreitung dieses Gutwortes zu einem tragfähigen gesellschaftlichen Konsens über Notwendigkeit und Nutzen hochwertig gestalteter Umwelt führt, irrt: Baukultur wird von vielen beschworen und von wenigen gelebt.

Doch Lippenbekenntnisse helfen nicht weiter, obwohl gerade die kommunikativen Prozesse am ehesten in der Lage sind, die breite Basis innerhalb der Gesellschaft herzustellen, die unsere Baukultur so dringend braucht. Die Aufmerksamkeit, die wir ihr widmen, hängt in hohem Maße davon ab, ob es gelingt, ein kulturelles Bewusstsein in den Fokus öffentlichen Interesses zu rücken. Die Verleihung von Architekturpreisen und die Hochglanzberichte in den Zeitschriften dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gestalt unserer Städte weniger von architektonischen Höhepunkten bestimmt wird als von der Qualität der Alltagsarchitekturen, die ihre Straßen säumen. Von einem durchgängig hohen Qualitätsniveau sind wir hier noch weit entfernt. Aufgrund unserer ungebrochenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit kann davon ausgegangen werden, dass eine höhere Gestaltqualität nicht durch ökonomische Zwänge verhindert wird. Unsere Gesellschaft hat kein wirtschaftliches Problem, sondern ein kulturelles.

Ein Grund mehr, sich intensiv mit Baukultur zu beschäftigen.



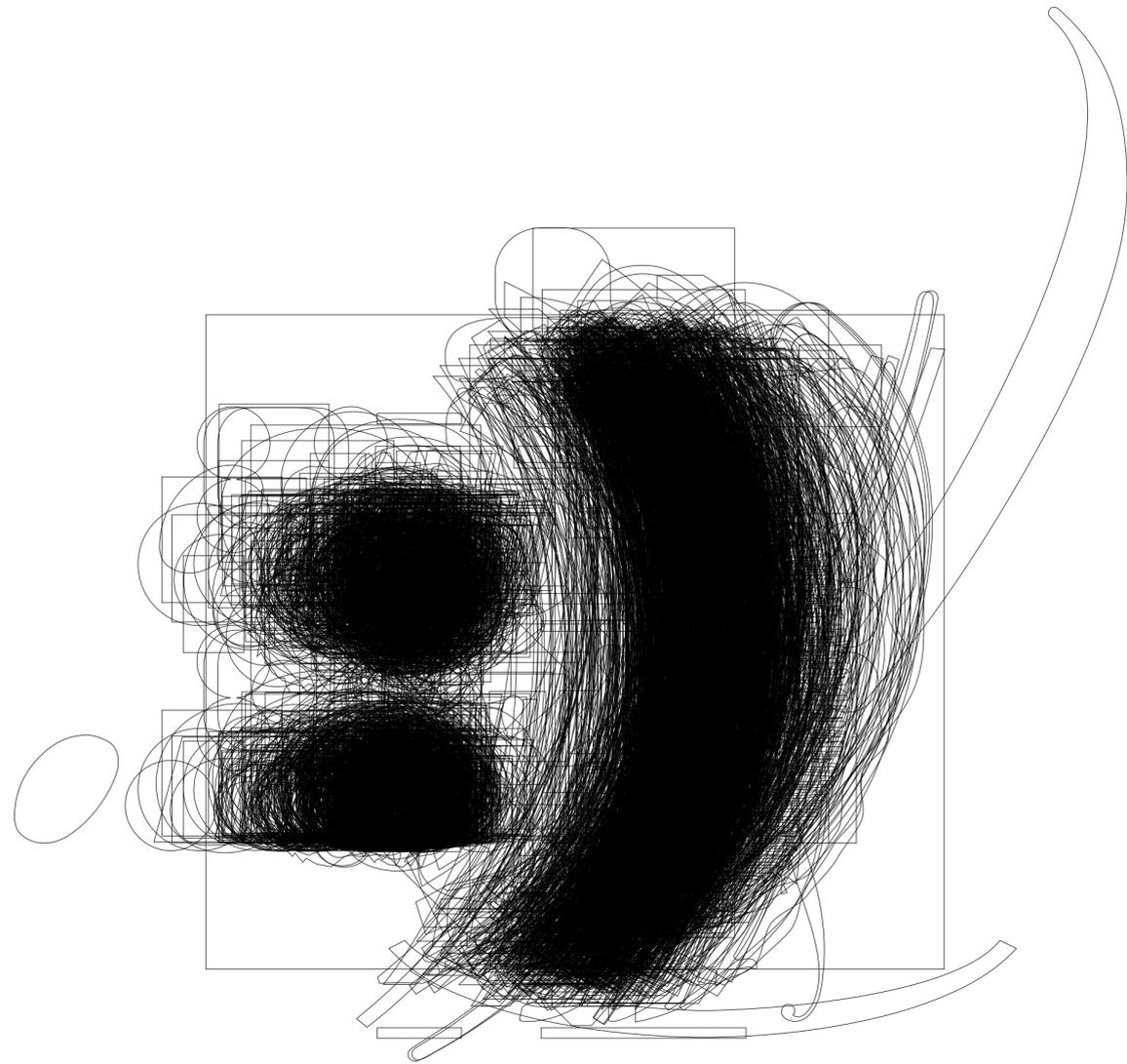
Jim Dine, Wochens, 2004, C-Print, VG Bild-Kunst, Bonn, 2013

„I was born in Cincinnati, Ohio in 1935. My grandfather [...] was an extremely strong man who loved tools and had the fantasy that he could fix or make anything. [...] The tools were always available for me to play with. From the time I was very small I found the display of tools in his store very satisfying. It wasn't or isn't the craftsmanship that interests me, but the juxtaposition of tools to ground or air or the way a piece of galvanized pipe rolls down a flight of gray enamel steps. My father also had a store. He sold paint (house) and tools and plumbing supplies. From the age of nine till I was eighteen I worked in these stores. I was completely bored by the idea of selling but in my boredom I found that daydreaming amongst objects of affection was very nice.“ – Jim Dine, 1971

Jim Dine wirft in seinen Werken einen meisterhaften Blick auf die Formensprache einzelner Objekte. Er schafft Materialverbindungen, Kombinationen und Bilder, die zwar im profan Alltäglichen verortet sind, aber weit reichende Assoziationen wachrufen. Er schöpft im praktischen Umgang mit seinen Werkzeugen ebenso wie durch eine genaue Betrachtung der Dinge Inspiration für ein breit gefächertes künstlerisches Schaffen, das viele Bereiche einbezieht, höchst reflexiv, konzentriert und voller Tatendrang ist. Seit Jahrzehnten erarbeitet Dine im vitalen Wechsel Skulpturen, Malereien, Graphiken, Texte und Gedichte, Photographien und Bücher. Als der junge Künstler 1959 nach New York kam, gehörten Allan Kaprow, Claes Oldenburg, Jasper Johns und Robert Rauschenberg zu seinen Kollegen und Marcel Duchamp galt als ein gemeinsames Vorbild. Jim Dines steile Karriere startete im Dunstkreis der Pop-Art. Bald aber sollte er sich von dieser Bewegung entfernen, eine sehr persönliche, metaphorische Bildsprache entwickeln, die die Freude am Manuellen betont.

Die von der Photographischen Sammlung/SK Stiftung Kultur, Köln, in Zusammenarbeit mit dem Künstler geplante Ausstellung „Jim Dine: My Tools“ wird das seit über 50 Jahren bearbeitete Thema der Werkzeuge im Herbst 2014 erstmals umfassend vorstellen. Dines photographisches Werk steht dabei im Mittelpunkt, doch die Einbeziehung von Arbeiten, die auf anderen Mitteln basieren, verweist auf die unmittelbare Nähe seiner Schaffensphasen. Insgesamt stellt die Ausstellung eine Art Collage dar, die Anlass bietet, auch die eigene Geschichte Revue passieren zu lassen und dem nachzugehen, was uns antreibt, dem, was letztlich Hand und Kopf in Bewegung setzt.





Schriftgesichter

Das ist die simple Eleganz des Emoticons.

Das ist die simple Eleganz des Emoticons. Zwei Klicks und schon heißt es: „Nimm’s nicht ernst“, „Ich freu mich“, „Bleib locker“, „Find ich gut“, „Nicht missverstehen“ oder einfach: „Ich weiß nicht was ich noch schreiben soll, aber ich will freundlich bleiben“. Also: :)

Doppelpunkt und geschlossene Klammer — Die beiden Satzzei-

chen wurden zu einem international verständlichen Begriffszeichen; ein typographisches Bild, das die Kommunikation beschleunigt und die effiziente Form der Abkürzung verbildlicht. Aus unserem Alphabet der Lautzeichen wurde wieder ein Bildzeichen: das Smily, ein reduziertes, freundliches Gesicht mit Augen und nach oben gezogenen Mundwinkeln. Unterschiedliche

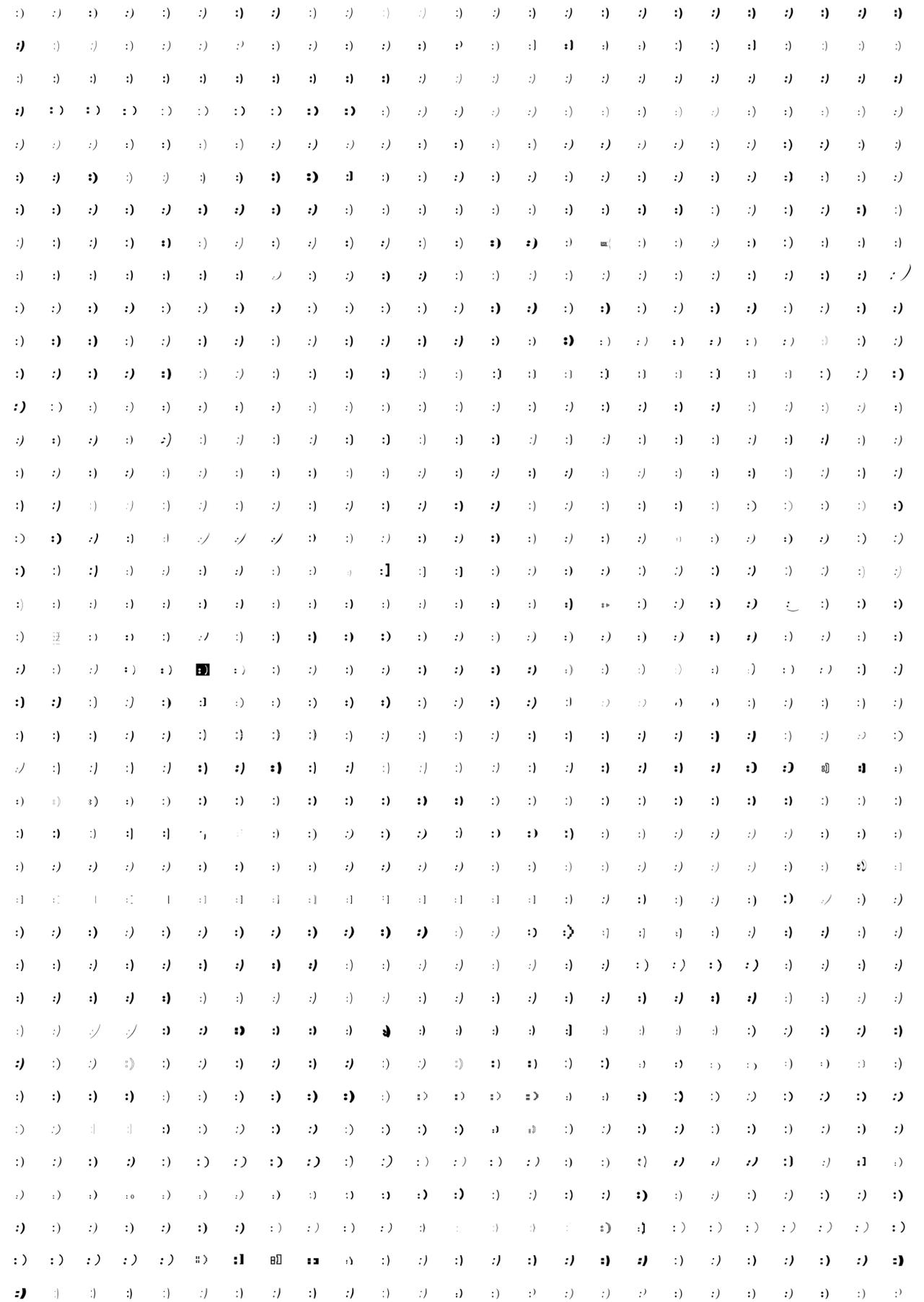
Varianten bis hin zu komplexen „Insider“-Versionen sind im Umlauf und werden zwinkernd ;), staunend :o, rauchend :Q, mit und ohne Nase :-)) verstanden – auch wenn das Emoticon gewöhnlich um 90° verdreht ist.

Typefaces — Das ist der englische Begriff für Schriftarten. Es gibt unzählige Schriftarten und Schriftschnitte, die jedem Buch-

staben eine eigenständige Form, ein spezifisches Aussehen mitgeben. Historisch gewachsen, bewusst umgestaltet und neuen Anforderungen angepasst, hat jede Schrift ihre besondere Gestalt und jede „Type“ ihre eigene Wirkung.

Hier werden die Schriftzeichen einmal gedreht. Der Leser wird von hundert Typefaces angelächelt, in hundert unterschiedli-

chen Schriften. Schauen sie den Schriftarten und Schriftschnitten tief in die Augen, und sie sehen: Alle sehen unterschiedlich aus und unterschiedlich drein. Dabei verrät der Ausdruck des Gesichtes möglicherweise auch etwas über den der jeweiligen Schriftfamilie. Jede Schrift hat ihren eigenen Stil und ihren eigenen Ausdruck – auch beim Lächeln.

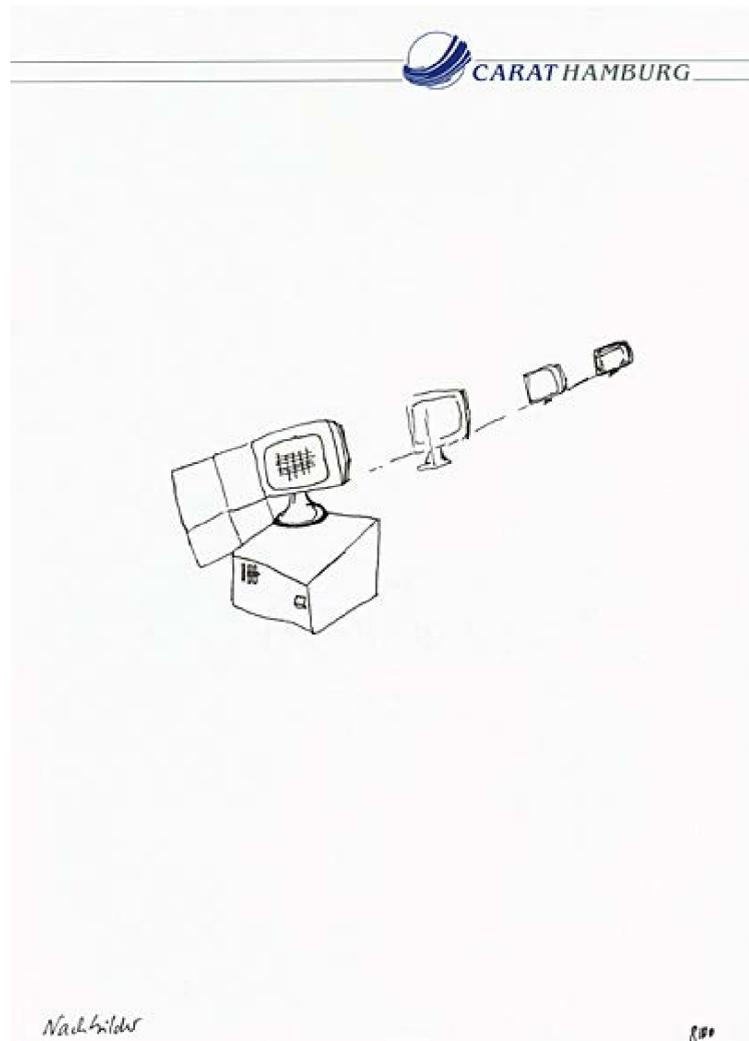




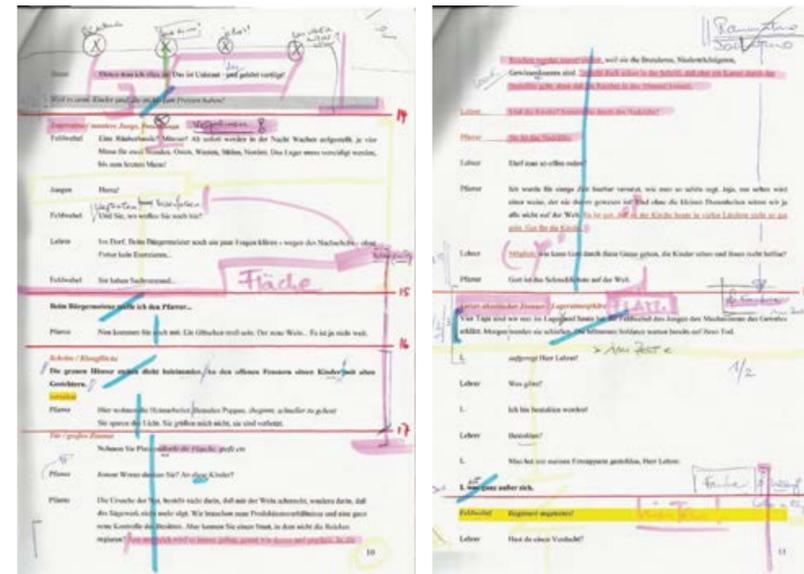
Im Schatten

Die Glas- und Stahlhochhäuser von Doha, Dubai oder Abu Dhabi im Mittleren Osten leuchten, glitzern, glänzen. Sie strahlen weit über den Arabischen Golf hinweg. Sie betören und bezirzen den Rest der Welt. Es ist der Glanz des Geldes, der in ihnen wohnt. Der Mittlere Osten ist das neue Eldorado. Der globale Kapitalismus hat hier einige seiner wichtigsten Zentren. Hier bauen Geldhaie und Baulöwen in den Himmel. Hier entstand das höchste Hochhaus aller Zeiten. Keine Weltwirtschaftskrise konnte es bremsen. Den-

noch hat die globale Finanzkrise den Wolkenkratzerkulissen Risse zugefügt. Sie geben den Blick frei in eine andere, glanzlose Welt. Hinter den Neubauten, dort wo die Wüste beginnt, stehen die Wellblechhütten, Baracken und Container, in denen die Arbeitsbienen hausen, die jene Glas- und Stahlkolosse errichten. Es sind Arbeiter aus Pakistan, Indien, Indonesien, China, aus dem hintersten Orient in Asien oder aus den kriegsversehrten arabischen Ländern wie Iran, Irak, Libanon, Palästina, Irak oder Afghanistan. Das ist die Kehrseite der Geld- und Glitzerwelt.



Bürobilder
Nachtbilder



Jugend ohne Gott

»Kennen Sie einen Staat, in dem nicht die Reichen regieren? »Reichsein« ist doch nicht nur identisch mit »Geldhaben« – und wenn es keine Sägewerksaktionäre mehr geben wird, dann werden eben andere Reiche regieren, man braucht keine Aktien, um reich zu sein. Es wird immer Werte geben, von denen einige Leute mehr haben werden als alle übrigen zusammen. Mehr Sterne am Kragen, mehr Streifen am Ärmel, mehr Orden auf der Brust, sichtbar oder unsichtbar, denn arm und reich wird es immer geben, genau wie dumm und

geschick. Und der Kirche, Herr Lehrer, ist leider nicht die Macht gegeben, zu bestimmen, wie ein Staat regiert werden soll. Es ist aber ihre Pflicht, immer auf Seiten des Staates zu stehen, der leider immer nur von den Reichen regiert werden wird.«

»Ihre Pflicht?«

»Da der Mensch von Natur aus ein geselliges Wesen ist, ist er auf eine Verbindung in Familie, Gemeinde und Staat angewiesen. Der Staat ist eine rein menschliche Einrichtung, die nur den einen Zweck haben soll, die irdische Glückseligkeit nach Möglichkeit herzustellen. Er ist naturnot-

wendig, also gottgewollt, der Gehorsam ihm gegenüber Gewissenspflicht.«

»Sie wollen doch nicht behaupten, daß zum Beispiel der heutige Staat nach Möglichkeit irdische Glückseligkeiten herstellt?«

»Das behaupte ich keineswegs, denn die ganze menschliche Gesellschaft ist aufgebaut auf Eigenliebe, Heuchelei und roher Gewalt. Wie sagt Pascal? »Wir begehren die Wahrheit und finden in uns nur Ungewißheit. Wir suchen das Glück und finden nur Elend und Tod.« Sie wundern sich, daß ein einfacher Bauernpfarrer Pascal zitiert – nun, Sie müssen sich nicht wundern, denn ich bin kein einfacher Bauernpfarrer, ich wurde nur für einige Zeit hierher versetzt. Wie man so zu sagen pflegt, gewissermaßen strafversetzt« – er lächelt: »Jaja, nur selten wird einer heilig, der niemals unheilig, nur selten einer weise, der nie dumm gewesen ist! Und ohne die kleinen Dummheiten des Lebens wären wir ja alle nicht auf der Welt.«

Er lacht leise, aber ich lache nicht mit.

Er leert wieder sein Glas. Ich frage plötzlich:

»Wenn also die staatliche Ordnung gottgewollt –«

Hans Scheurer

Intro

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

WalterX

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Alex Ketzer

Beyond Plastic

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Martin Halfmann

Mehr als der Plural von Architektur

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Gabriele Conrath-Scholl

Jim Dine

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Wolfgang Zurborn

Fotografie?

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Kai Kullen

Typefaces

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Caspar Wüdrich

Im Schatten

Caspar Wüdrich hat Kommunikationsdesign an der Berliner Technischen Kunstschule (BTK) und der Akademie für Kommunikationsdesign, Köln (AKD) studiert. Während des Studiums Gründung der studentischen Agentur Der weiße Büffel (DWB) sowie freier Grafiker für diverse Non-Profit Organisationen und Tempus Corporate. Nach Stationen bei der Medienagentur Hertzfrequenz u.a. ist er seit 2013

Peter Piller

Bürobilder

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun

Uwe Schareck

Jugend ohne Gott

Freundschaften sind Schicksalsgemeinschaften frei vom Zwang zur Instrumentalisierung. Sie ist das Gegenstück zum Netzwerk, das Kontakte nach Nützlichkeiten bewertet. Wenn Freundschaften fun